

Vergangenheit und Gegenwart

Autor(en): **Zeller, Dieter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1966)**

Heft 11

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-337840>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gen, die den militärischen Sinn unserer Armee überhaupt in Frage stellen, sehr leicht den Anschein eines außenseiterischen Protestes nur um des Protestes willen. Aber sind sie dies wirklich?

Unleugbar bleibt das Faktum bestehen, daß derartige Kritik in letzter Zeit sehr wirkungsvoll ausgerechnet von unverdächtig militärfreundlicher Seite unterstützt worden ist. Das ist eine bemerkenswert neuartige Konstellation. Sie könnte, richtig ausgenützt, die politische Bewegungsfreiheit der Sozialdemokratie beträchtlich vergrößern helfen. Sollte der SPS ein solches Wagnis auch als zu groß erscheinen: es gibt jedenfalls kein besseres Mittel, Dänikers Plädoyer für eine atomare Aufrüstung der Schweizer Armee die Spitze zu brechen, als seine Kritik am wehrpolitischen Status quo im hier dargelegten Sinne konsequent zu Ende zu denken. Schneller als durch eine vorbehaltlose Zustimmung zur geltenden Verteidigungsdoktrin dürfte er dadurch veranlaßt werden, zurück ins Glied derer zu treten, die auf dem altbewährten Weg, in unverändert schweizerischer Gemächlichkeit, weitermarschieren.

DIETER ZELLER

Vergangenheit und Gegenwart

Einige Anmerkungen zu Leben und Werk des israelischen Literaturnobelpreisträgers Samuel Joseph Agnon

Nelly Sachs und S. J. Agnon

Man mag sich fragen, ob es wünschenswert gewesen ist, den Nobelpreis für Literatur aufzuteilen und ihn gleichzeitig an Nelly Sachs und Samuel Joseph Agnon zu verleihen. Auch ist der Einwand nicht von vornherein abzuweisen, die Werke der beiden Preisträger seien wenig miteinander verwandt. Dennoch gibt es Gemeinsamkeiten, welche die beiden Geehrten schon zuvor – vielleicht unbewußt – zueinander geführt haben. Beide gehören einem Volke an, dessen Schicksal – immer schon bewegt – in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts einen dramatischen Höhepunkt erreichte wie nie zuvor. Beide lebten während des Ersten Weltkrieges und der unruhigen Jahre danach in Berlin, in der Stadt also, von der einige Zeit später jene Befehle ausgehen sollten, die sowohl dem gepflegten Milieu einer assimilierten jüdischen Familie in Deutschland, der Umgebung, in der Nelly Sachs aufwuchs, als auch den unzähligen jüdischen Gemeinden und Städtchen in Osteuropa, der Kindheitswelt S. J. Agnons, ein jähes und furchtbares Ende bereiteten. Gemeinsam erlebten N. Sachs und S. J. Agnon jene Epoche, wo sich – wie Golo Mann in seiner bemerkenswerten Ansprache vor dem Jüdi-

schen Weltkongreß in Brüssel nachwies – in Deutschland der Antisemitismus als Folge der Umwälzungen, welche die Inflation mit sich brachte, ungemein verschärfte und somit der Boden vorbereitet wurde für die unheilvollen Ereignisse, die unter Hitler ihren unerbittlichen Lauf nahmen. Während Nelly Sachs in ihrer Lyrik und Dramatik dem beinahe Unaussprechbaren der Verfolgung ihres Volkes durch die Nazischergen und dem damit verbundenen unermeßlichen Leid Ausdruck verlieh, sogar in der Sprache ihrer Peiniger, versuchte S. J. Agnon in hebräischer Sprache, zu deren Wiederbelebung er wesentlich beitrug, eine Brücke zu errichten zwischen der Vergangenheit jüdischen Daseins in Osteuropa und der Gegenwart eines neuen Lebens in der neu-alten Heimat Israel. Während bei Nelly Sachs der Zusammenbruch einer Welt äußerer Anlaß zur Entfaltung ihrer Dichtung wurde, empfand S. J. Agnon den Aufbruch und die Heimkehr der Zerstreuten in das verheißene Land ihrer Vorfahren als entscheidenden Beweggrund für seine – ausschließliche, in epischer Form gehaltene – Aussage, wobei sich bei Agnon der Wunsch hinzugesellte, der versunkenen Welt des Exils, welche sowohl Osteuropa, Deutschland als auch das alte Palästina vor der Gründung des Staates Israel umfaßt, ein Denkmal zu errichten.

Jugend in Galizien

Samuel Joseph Agnon wurde 1888 in Buczacz, Ostgalizien, geboren, einem Gebiet, welches damals Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie war und heute zur Sowjetunion gehört. Die alte, traditionsreiche Stadt galt als eine «Mutterstadt Israels», eine Bezeichnung, die einige Gemeinden mit besonders alteingesessener jüdischer Bevölkerung führten. In zahlreichen Erzählungen schildert Agnon Leben, Sitten und Bräuche der jüdischen Menschen seiner ersten Heimat. Einige dieser ausgezeichneten Beschreibungen einer Welt, die nicht mehr ist, sind in deutscher Übersetzung erschienen, wie: «Der Verstoßene», «Zwei Gelehrte, die in unserer Stadt wohnten», «Und das Krumme wird gerade». Schon sehr früh kam Agnon, der aus einer Familie von Talmud-Gelehrten stammt, mit jener merkwürdigen Sekte der Chassidim, der «Frommen», in Berührung, einer pietistischen Bewegung innerhalb des osteuropäischen Judentums, die sich gegen eine allzu strenge und einseitige Auslegung der jüdischen Gesetze durch orthodoxe Rabbiner auflehnte und der eifernden Gelehrsamkeit die auch Gott versöhnende menschliche Lebensfreude entgegenhielt. Der Chassidismus ist bei uns vor allem durch das Lebenswerk Martin Bubers bekannt geworden, doch hat auch Agnon – der später zum engen Freundeskreis Bubers gehörte – wesentlich zur Sammlung chassidischer Erzählungen, Sagen und Legenden beigetragen, jener Sammlung, welche die Grundlage für Bubers Nacherzählungen und Interpretationen bildete. Agnon selbst setzt sich in seinem Werk immer

wieder mit den Chassidim auseinander, am eindrucklichsten vielleicht in den Erzählungen «Der Verstoßene» und «Tehilla». In «Der Verstoßene» treten die beiden Glaubensrichtungen (Orthodoxie und Chassidismus) in der Gestalt zweier Rabbiner auf und wirken bestimmend auf das Lebensschicksal eines jungen Schriftgelehrten ein. In Agnons wohl schönster Erzählung «Tehilla» wird rückblickend von einer alten Bewohnerin Jerusalems geschildert, wie der Gegensatz zwischen den «Gesetzestreuen» und den Chassidim ihr Familienglück zerstörte.

Die galizische Jugendwelt bildet überdies den Hintergrund zu einem der Grundprobleme, mit dem sich der Erzähler immer wieder beschäftigt und das ihn stets von neuem mit Sorge erfüllt: der Verfall der religiösen und menschlichen Bindungen, der im Zuge einer allgemeinen Säkularisierung auch innerhalb des Judentums verheerende Folgen zeitigt. Infolge der Abgeschiedenheit jener osteuropäischen Gebiete, welche von den Juden bewohnt wurden, konnten sich dort die religiösen Bräuche länger halten als im aufgeklärten Westen, und es scheint, als wolle Agnon mittels seiner Beschreibungen seinen Glaubensbrüdern zurufen: Seht, wie eure Brüder in Osteuropa noch zu Beginn unseres Jahrhunderts die Gesetze achteten und die menschlichen Beziehungen pflegten. Nehmt euch an ihnen ein Beispiel!

Wo allerdings der Geist der Gleichgültigkeit gegenüber den Gesetzen und Menschen eingebrochen ist, wird Agnon zum unerbittlichen Ankläger, wie etwa in seiner frühesten hebräischen Erzählung «Verlassene Frauen» aus deren hebräischem Titel «Agunot» er, der ursprünglich Czaczkes hieß, sein Pseudonym «Agnon» ableitete. Die «verlassenen Frauen» waren – wie Tuvia Rübner, der sich um die Herausgabe von Agnons Werk in deutscher Sprache sehr verdient gemacht hat, berichtet – «eine soziale Gegebenheit im jüdischen Osten Europas. Viele Juden verließen damals ihre Heimat, um anderswo eine freiere Existenz zu gründen. Sie ließen ihre Frauen zurück, bis sie die Grundlagen eines Erwerbs gefunden hatten, und blieben oft jahrelang, manchmal für immer verschollen. Die Frauen durften, ehe der Tod ihres Mannes einwandfrei festgestellt war oder sie von ihm einen Scheidebrief erhalten hatten, nicht ein zweites Mal heiraten.»

Palästina – Berlin – Palästina

1909 wanderte Agnon über Lemberg und Wien nach Palästina aus. Sein erster Aufenthalt im Land seiner Vorväter dauerte vorerst nur etwas mehr als drei Jahre, denn noch waren die Bedingungen in der damaligen türkischen Provinz für die jüdischen Einwanderer äußerst hart.

Das Motiv des Wanderns der Juden nach ihrer alten Heimat – im Hebräischen wird es als «Aufstieg» aus der Dunkelheit der Verbannung ins Licht der Freiheit verstanden – findet sich in Agnons Werk immer wieder,

am eindrucklichsten vielleicht in seiner Erzählung «Im Herzen der Meere», wo eine Gruppe von Juden aus Buczacz die Reise nach dem Land Israel unternimmt und unterwegs zahlreiche Prüfungen bestehen muß, wie etwa einen schweren Sturm und den Verlust ihres besten Reisegefährten, bis sie in die Stadt ihrer Erlösung, Jerusalem, gelangt. Die Parallele zu den Legenden, die von der läuternden Wanderung der Seele durch das Fegefeuer berichten, ist hier offensichtlich. Auch in andern Werken, wie etwa im «Treueschwur» oder in «Tehilla», werden die alten und neuen Heimatorte Agnons einander gegenübergestellt.

1912 zog Agnon nach Berlin, wo damals ein reiches jüdisches Kulturleben existierte und sogar hebräische Literatur publiziert wurde. In Berlin überraschte der Erste Weltkrieg den Dichter, so daß dieser gezwungen war, bis 1923 in Deutschland zu bleiben. Sein Erlebnis des Ersten Weltkrieges in Deutschland bildet den Hintergrund zu seiner Erzählung «Zwischen zwei Städten», wobei er nicht ohne Ironie die Haltung jener Juden charakterisiert, die glaubten, in Deutschland eine neue und endgültige Heimat gefunden zu haben und sich daher in Einzelfällen nationalistischer gebärdeten als die Deutschen selbst.

Jerusalem

1923 siedelte Agnon endgültig nach Palästina über und ließ sich in einem Vorort Jerusalems nieder. Seither hat er die heilige Stadt dreier Religionen, die zunächst Sitz der britischen Mandatsverwaltung für Palästina und später Hauptstadt Israels wurde, nur noch einmal zu einem Besuch seines Geburtsortes Buczacz verlassen. Die erschütternden Erlebnisse, die er beim Besuch des Schauplatzes seiner Kindheit hatte, der sich von den Folgen des Ersten Weltkrieges nicht mehr erholen vermochte, sind im Roman «Nur wie ein Gast zur Nacht» aufgezeichnet. So, wie es Agnon gelang, «das Besondere der versunkenen ostjüdischen Welt mit ihren Licht- und Schattenseiten, ihren Menschen und Büchern» zu erschließen und ihr damit «geistigen Bestand» zu verleihen, wie sich Frau Dr. Pnina Navè, Dozentin für hebräische Literatur an der Jerusalemer Universität, ausdrückt, so vermochte er die eigenartige Atmosphäre Jerusalems der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und der Zwischenkriegszeit aufzufangen, eine Atmosphäre, wo die konträren Mächte Aufbau und Verfall, Hoffnung und Verzweiflung, Reichtum und Armut, Schönheit und Häßlichkeit, Größe und Kleinlichkeit einander äußerst erbitterte Gefechte lieferten und in der Folge tiefe Spuren im Leben der Bewohner Jerusalems hinterließen. Auch hier wollte Agnon eine Welt festhalten, von der er ahnte, daß sie keinen Bestand haben würde, daß auch ihr der Untergang bestimmt war. Dieser Untergang vollzog sich parallel zur Staatswerdung Israels im Jahre 1948. Die Zerteilung Jerusalems, die Vertreibung der Juden aus der Altstadt und der

Araber aus einigen Vierteln der Neustadt, die Sperrung der Zugänge zu den heiligen Stätten der Juden (vor allem Klagemauer, Friedhof am Ölberg und Grabstätte Rachels) haben das Gesicht Jerusalems so verändert, daß kaum mehr eine Gemeinsamkeit zu Agnons Schilderungen besteht, vielleicht am ehesten noch im orthodoxen Quartier «Mea Shearim».

Gute Beispiele der Beschreibung jenes Jerusalem und seiner Menschen durch Agnon finden wir in den Erzählungen «Der Brief», «Tehilla», «Ido und Enam», in der Kurzgeschichte «Aus Feind ward Freund» und schließlich im Roman «Tmol schilschom» (gestern und vorgestern), der allerdings noch einer Übertragung ins Deutsche harret.

Agnons Werk: Sprache und Bedeutung

Es ist äußerst schwierig, die Sprache Agnons allein von der deutschen Übersetzung her zu charakterisieren. Tuvia Rübner meint, daß Agnons Sprache vielleicht das Eindrücklichste an seinem eindrücklichen Werk sei. «Das Verschiedenartigste: Elemente des biblischen Hebräisch, das Hebräisch der Mischna und der Aggada, der Midraschim, der Bücher der Frommen, der Predigten und der rabbinischen Episteln, wie auch der gesprochenen Sprache in Israel und jiddischer Redensarten, die Agnon ins Hebräische übersetzt, daß sie wie ursprüngliches Hebräisch klingen – all dies wird zu einer organischen Einheit, die die verschiedenen Zeitläufte in sich sammelt wie das Meer seine Zuflüsse, und die ebenso unnachahmbar wie schön ist.» Selbst in deutscher Übersetzung wirken einige Wendungen Agnons überraschend und einmalig. Dafür sei nur ein Beispiel zitiert. In der Erzählung «Im Herzen der Meere» findet der Umstand, daß vom Alkohol die Zunge gelöst wird und oft ein Geheimnis preisgibt, folgende prägnante Charakterisierung: «Indem der Wein den Weg nach innen fand, fand das Geheimnis den Weg nach außen.»

Wenn Agnon in erster Linie als Chronist jüdischen Lebens und Schicksals während der letzten zweihundert Jahre angesehen werden muß, überschreitet jedoch die Bedeutung seines Werkes bei weitem diesen Rahmen. Dadurch, daß Agnon immer wieder die Grenzen verwischt zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Wirklichkeit und Legende, will er sein Lebenswerk als Mahnung verstanden wissen, als Mahnung an den heutigen Menschen, der nur allzu leicht zufolge der Flut von Neuem, Noch-nie-Dagewesenen, die täglich über ihn hereinbricht, seine Bindungen zur Vergangenheit, zu seinen Vorfahren und zu dem, was ihm überliefert wurde, vernachlässigt, ja sogar endgültig zerstört. Aus den spezifisch jüdischen Bedingungen erwachsen, wo die Heiligung des Vergangenen wesentliche Voraussetzung für das Überleben Israels als Volk war, erinnert Agnons Werk über das Judentum hinaus uns heutige Menschen daran, daß wir keine Partikel im

luftleeren Raum sind, ausschließlich dazu bestimmt, unserem individuellen Glück nachzujagen, sondern daß vor uns, mit uns und nach uns Menschen waren, sind und sein werden, zu denen wir eine Beziehung haben und denen wir – können wir ihnen nicht direkt Gutes erweisen – zumindest einen Platz in unserem Gedächtnis und unseren Herzen einräumen müssen, der sie davor bewahrt, im Meer der Gleichgültigkeit und des Vergessens zu ertrinken.

Bibliographie

Folgende Romane und Erzählungen Agnons sind derzeit in deutscher Sprache greifbar:

«Nur wie ein Gast zur Nacht», Roman, Frankfurt am Main, 1964, S.-Fischer-Verlag – «Der Verstoßene», Erzählung, Frankfurt am Main, 1964, Insel-Bücherei, Nr. 823 – «Der Treuschwur», Erzählung, Frankfurt am Main, 1965, S.-Fischer-Verlag – «Im Herzen der Meere und andere Erzählungen», Nachwort von Tuvia Rübner, Zürich, 1966, Manesse-Bibliothek der Weltliteratur. Dieser Band enthält neben der Titelerzählung: «Zwei Gelehrte, die in unserer Stadt lebten», «Zwischen zwei Städten», «Der Brief», «Tehilla», «Auf Allzeit», «Nach dem Ende des Mahls», «Und das Krumme wird gerade».

In die Manesse-Anthologie «Hebräische Erzähler der Gegenwart», herausgegeben von Jacob Mittelmann, wurden von Agnon die bedeutende Erzählung «Ido und Enam» sowie die Kurzgeschichte «Aus Feind ward Freund» aufgenommen.

In der Diogenes-Anthologie «Schalom», herausgegeben von Eva Rottenberg, befindet sich Agnons Kurzgeschichte «Im Wald und in der Stadt».

ARNOLD BERTSCHINGER

Pleonasmus als Partei-Maxime?

Lausanne – SPS-Parteitag 1966 – Statutenrevision. Es geht wieder einmal um «sozialistisch» oder «sozialdemokratisch», um «Sozialismus» oder «demokratischen Sozialismus». Die Tessiner Parteifreunde machen geltend: «demokratischer Sozialismus» respektive «sozialdemokratische (Partei)» ist ein ausgewachsener Nonsense, denn Sozialismus impliziert Demokratie. Die Antwort der Berner Parteizentrale kommt ohne Besinnungspause, denn man ist wohl vorbereitet. Erstens gehe es nicht um eine ideologische Diskussion, sondern um Statuten, und zweitens sei «demokratischer Sozialismus» zugegebenermaßen ein Pleonasmus, der aber sein müsse, um sich von andern Sozialismen, die im Grunde keine sind, sich aber trotzdem als sozialistisch bezeichnen, abzugrenzen. Die Argumentation der Parteizentrale fällt bei Tessinern und Welschen auf Hohn und Spott. Ist das Lächeln über den von